Ausgabe 101
07.07.2016

OTTFRIED.

Die Bamberger Studierendenzeitschrift

FOREVER YOUNG?

K18/00.10
UniShop
UniShop zieht an!
Jetzt auch in der Innenstadt.
Montag und Donnerstag
12-13 Uhr in der K18
Vier Fakultäten – Ein Verein
Engagiere dich in einem der größten Studierendenvereine Bambergs!
Entwickle neue Projekte, setze sie gemeinsam mit anderen um!
Ressorts: Sponsoring, Layout, IT, Internes und Mitglieder, Redaktion, Finanzen
dabeisein@feki.de
www.feki.de
Feki.de

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

schon wieder ist eine neue Ausgabe draußen, schon wieder das Semester rum. Die Zeit rast.
Sie muss nur noch etwas voranschreiten und wir sind fertig mit dem Studium. Noch etwas mehr vergehen und wir sind — eventuell — fest im Berufsleben angekommen. Und dann? Werden wir alt? Wäre das schlimm?
Mit Fragen zum Thema Schönheits- und Jugendwahn beschäftigen wir uns auf achtunddreißig Seiten absolut faltenfreiem Papier. Außerdem äußert sich der Zweite Oberbürgermeister Bambergs zur verfahrenen Fahrradsituation, Dozenten unserer Uni zitieren Wikipedia-Artikel und wir überprüfen die Kirche hinsichtlich ihrer Zeitgemäßheit.
Viel Spaß beim Lesen!

Tamara Jil

Inhalt

Das Erste

03 **Editorial**

04 **Inhalt**

Titel

06 **Spieglein, Spieglein**
Perfektion bis ans Limit

10 **So alt, so gut**
Die Frage nach dem perfekten Alter

12 **Wir müssen leider draußen bleiben**
Diskriminierung von Kindern

13 **Wenn der Mensch vergisst, wer er ist**
Die Angst vor dem geistigen Verfall

Studium

14 **Qualität durch Selbstkontrolle?**
Die Sache mit der Systemakkreditierung

16 **In der Regel länger**
Die Relevanz der Regelstudienzeit

18 **Schlechtes Vorbild?**
Dozenten zitieren im Freestyle

Leben

24 **Ja, ich will nicht mit 21 heiraten**
Zeitgeist im Generationenwandel

26 **Warum ich liebe, was ich tue**
Onkologe Dr. Rüdiger-Martin Zippel

28 **Der Sheldon Cooper in mir**
Wir fragen nach

30 **Wozu Kirche?**
Der Segen hängt schief

Kultur

33 **Entweder oder**
Ein Gedicht über unsere Generation

34 **Kulturelle Köstlichkeiten**
Klettern, Hören, Lesen

35 **Bamberg in der Warteschleife**
Im Gespräch mit dem Zweiten Bürgermeister

Das Letzte

37 **Impressum**
Wer ist OTTFRIED?

38 **Alex eskaliert...**
Wegen FlexNow

39 **Zurückgeblättert**
OTTFRIED vor 10 Jahren

FOREVERYOUNGTRÄ
UMESCHÄUMEZEITA
LTERWARUMSOSCHN
ELLFALTENODERLIE
BERNERVENGIFTUN
DWOHINBLOSSMITD
ENREITERHOSENLAN
GSAMWERDENMEIN
EHAARE GRAUISTMEI
NLEBENDENNSCHON
VORBEIGIBTESMEHR
INWELCHEMALTERW
ARICHEIGENTLICHA
MGLÜCKLICHSTENA
LSKINDHATMIRDOC
HSOWIESONIEMAND
JEETWASZUGETRAUT

ODER?

Foto: Jil Sayffaerth

Spieglein, Spieglein

Jahr für Jahr steigt die Zahl der Botox-Behandlungen und plastischen Operationen in Deutschland. Doch woher kommt die Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper? Die Geschichte einer Veränderung.

Wenn Lisa von ihrer ersten Liebe mit 15 Jahren redet, spricht sie nicht über zärtliche Berührungen, leidenschaftliche Küsse oder romantische Überraschungen. Stattdessen erzählt sie von Silikonbrüsten, aufgespritzten Lippen und Pornos, die immer wieder abendelang über den Bildschirm ihres Fernsehers flimmerten. Ihr damaliger Freund verglich Lisa immer wieder mit den Darstellerinnen, die sich mit Brüsten, groß wie Wassermelonen, nackt um muskelbepackte Männer räkelten. „Hättest du solche Titten, dann hätten wir jeden Tag Sex!“, war der Satz, der Lisa am deutlichsten im Gedächtnis blieb. Heute ist Lisa 25, studiert Literaturwissenschaft in München, und hat ein halbes Dutzend Schönheitsoperationen hinter sich. Kurz nach ihrem 18. Geburtstag ließ sie sich die Lippen aufspritzen, mit 19 die Brüste vergrößern, danach folgten kleinere Eingriffe an Hintern, Stirn und Wangen. „Jetzt habe ich das, was ich immer wollte. Ich fühle mich schön“, sagt sie und lächelt in den Spiegel, der wie ein Bullauge in das Holz der rechten Flügeltür ihres Kleiderschranks eingelassen ist.

Ihr blickt ein Gesicht entgegen, das denen ähnelt, die sie mit 15 Jahren so oft von ihrem Freund gezeigt bekam: Lisas Lippen sind so dick als wären sie geschwollen und mit Lippenstift in einem knalligen Rot bemalt, das im Kontrast mit der blass geschminkten Haut noch knalliger wirkt. Wenn sie lächelt, bleibt ihr Antlitz faltenlos. Sogar die charakteristischen Grübchen um ihre Lippen, mit denen eine 16-jährige Version von ihr noch gewinnend aus einem Bild an der Wand grinst, sind verschwunden. „Manchmal, wenn mich die Leute im Zug länger ansehen, vermisse ich die Natürlichkeit“, sagt sie und blickt auf das Foto an der Wand, „aber jetzt bin ich schön und weiß, dass es nicht deswegen ist, weil ich so hässlich bin.“ Aber waren die Operationen denn wirklich nötig? Lisa blickt einige Sekunden lang schweigend in den Spiegel, bevor sie unschlüssig mit den Schultern zuckt. Ob es nicht auch andere Lösungen gegeben hätte? Wieder Schulterzucken. Es sei eben eine Entscheidung gewesen, die sie getroffen habe.

Es ist eine Entscheidung, wie sie von immer mehr Menschen immer alltäglicher getroffen wird. Die Deutsche Gesellschaft der Plastischen, Rekonstruktiven und Ästhetischen Chirurgen schätzt die Zahl der in Deutschland durchgeführten Schönheitsoperationen im Jahr 2015 auf etwa 1,2 Millionen, dazu kommen zirka eine Million Behandlungen mit Botox, die nicht als operative Eingriffe gewertet werden. Im Jahr 2011 waren es noch rund eine Million Operationen und rund 130 000 Botox-Behandlungen. Doch was sind die Auslöser für eine derartige Unzufriedenheit mit dem natürlichen Erscheinungsbild? Norbert Kluge, Professor an der Forschungsstelle für Sexualwissenschaft der Universität Landau, misst dem Feedback aus dem Freundeskreis eine große Rolle bei, der wichtigste Faktor sei aber ein anderer: „Mehr als zwei Drittel der Betroffenen werden in Sachen Schönheit und Erscheinungsbild sehr stark durch ihren Partner beeinflusst“, sagt er.

Auch Lisa bestätigt, dass ihr damaliger Freund einen großen Einfluss auf sie hatte. „Ich war 15 und er hat mir ständig die Bilder von irgendwelchen Tussis gezeigt, die er voll hübsch oder total scharf fand. Natürlich fühlt man sich da nicht gerade toll, wenn das von dem Jungen kommt, den man liebt“, sagt sie. Nur in ihrem alten Tagebuch hält sie die Erinnerungen von damals bis heute gefangen. So sei es einfacher sie aus dem Kopf zu verbannen, sagt sie. Normalerweise bleibt das Büchlein monatelang unberührt oben auf dem Kleiderschrank liegen. Fast immer legt sich eine dicke Staubschicht auf den orangen Ledereinband, bevor Lisa das nächste Mal nach ihm greift und durch die gelben Papierseiten blättert. Die tintenblauen Worte auf den Seiten liest sie noch seltener.

„08.05.2006 – Ich bin dick, habe Segelohren und meine Haare sind dünn und langweilig, meine Brüste hässlich und klein. Was will er überhaupt mit einer wie mir? Er ist so lieb, sagt immer, alles ist nur ein Scherz. Aber ich weiß, dass es stimmt.“

Lisa dachte mit 15 Jahren noch nicht an eine OP, stattdessen begann sie, exzessiv Sport zu treiben, holte sich Schminktipps in Online-Foren und von Freundinnen und gab viel Geld für teure Kosmetik aus. Damals sei sie chronisch pleite gewesen und habe jeden Cent in ihr Äußeres investiert, sagt sie heute. Das sei ihr zwar immer noch sehr wichtig, hätte sich aber gebessert. „Damals wollte ich eben unbedingt mit den anderen Mädchen mithalten“, sagt sie.

„16.10.2006 – Ich habe Angst. Früher oder später findet er eine, die ihm besser gefällt. Die schön ist. Nicht so hässlich wie ich. Dann wird er mich verlassen und ich bin wieder ganz allein.“

Von der Kosmetik losgesagt hat Lisa sich tatsächlich nicht: In ihrem Regal stehen dutzende große und kleine Tuben, runde und eckige Flakons, daneben ganze Türme von kreisrunden Behältnissen mit verschiedensten Cremes. Früher nutzte sie die Mittel zur Tarnung, um sich selbst so gut wie möglich hinter der Schminke zu verstecken. Heute sei sie zwar schön genug, „ein klein wenig Perfektion schadet aber nicht“, sagt sie. Ein faltenloses Lächeln umspielt ihre Lippen.

„12.08.2007 – Er hat garantiert eine andere. Ich fühle mich ekelhaft, ich bin widerlich. Das hat er jetzt endlich auch bemerkt. Er will fast gar keinen Sex mehr. Wieso muss ich sein wie ich bin? Ich hasse meinen beschissenen Körper.“

Gedanken wie die von Lisa kennt Nicolas Fischer, Professor für Gesundheitspsychologie an der Universität Genf, aus mehreren seiner Studien. Mehr als 90 Prozent der von ihm befragten Frauen gaben an, sich ohne Schminke in der Öffentlichkeit unwohl zu fühlen, etwa 60 Prozent fühlen sich ohne Schminke hässlich. „13,4 Prozent der Frauen sehen ihren eigenen Körper sogar als Feind an. Den gilt es dann entweder zu bekämpfen, oder eben zu verändern“, sagt Fischer.

Lisa hat es mit beiden Strategien versucht: „Ja, klar, ich habe auch mal eine Zeit lang gehungert, da war ich 16 und mein Freund hatte mit mir Schluss gemacht.“ Gegenüber den meisten Äußerlichkeiten war sie damals machtlos, aber wenigstens gegen ihr Gewicht konnte sie etwas tun – und hatte Erfolg: nach fünf Monaten Trennung kehrte ihr Freund zu ihr zurück. Noch etwa drei Jahre lang waren sie ein Paar, bis Lisa die Beziehung kurz vor ihrem 20. Geburtstag beendete.

„25.09.2010 – Ich habe jetzt fast alles vom Aussehen her, was ich immer wollte. Ich sehe aus wie einem Porno entsprungen. Aber ist es das, was ich will? Oder tue ich das wirklich nur für ihn?“

Eine kleine Staubwolke wirbelt auf, als Lisa das Tagebuch zurück auf den Schrank legt. Wieder lächelt sie ihr faltenloses Lächeln in den Spiegel. „Ich habe das alles für mich selbst getan, aber jetzt ist Schluss. Ich bin zufrieden damit, wie ich jetzt aussehe.“ Ob sie dieselben Entscheidungen tatsächlich auch ohne ihren Ex-Freund getroffen hätte? Wieder zuckt sie mit den Schultern. „Ist doch auch egal, jetzt ist es auf jeden Fall vorbei mit den OPs“, sagt sie. Nur eine letzte steht noch an: Im August will sie sich ihren Hintern verkleinern lassen, zurück auf seine natürliche Größe. ■

Auch Manuel Stark will seinem Ideal näher kommen. Deswegen besucht er ab Oktober die Deutsche Journalistenschule in München. Er dankt allen Ottfrieds für die schöne gemeinsame Zeit – und wir danken ihm.

Anzeige

So alt, so gut

Fotos: Jonas Meder

MIA ist acht Jahre alt und besucht die zweite Klasse der Grundschule Obering in Herford.

„Mein Alter finde ich gut, weil man kann das dreimal aufteilen, zum Beispiel in vier, zwei und zwei“, sagt Mia. Bei den Zahlen sieben und neun könne man das nicht so gut. Mias Hobbies sind montags Ballett, dienstags Geige spielen und mittwochs Leichtathletik, da hat sie außerdem noch Schwimmen. Zurzeit beschäftigt Mia ein ganz spezielles Thema. Sie hätte gerne einen kleinen Hasen, „aber Mama erlaubt das nicht und Papa möchte keine Tiere im Garten“. Wenn sie groß ist, das ist ihr fester Plan, will sie sich ein eigenes Haustier kaufen. Ihre Augen leuchten vor Freude bei der Erinnerung an den gemeinsamen Familienurlaub in Südafrika, den sie als großes Highlight erlebt hat. Mia hat bereits konkrete Pläne für ihre Geburtstagsparty. Sie möchte in einer Mühle feiern, in der sie auch schon ihren fünften Geburtstag verbracht hat. Was sie anders machen würde, wenn sie fünf Jahre jünger wäre? Das weiß sie nicht so genau, aber Mia wäre nicht gerne nochmal drei Jahre alt – „sonst müsste ich mir so viele Geburtstagsfeiern überlegen und nochmal Karten schreiben.“

KATHARINA ist 22. Seit drei Jahren studiert sie Physiotherapie an der Fachhochschule des Mittelstands.

22 ist für Katharina ein gutes Alter. Man habe schon eine gewisse Reife, sei aber gleichzeitig jung genug, um noch viel erleben zu können. „Ich fahre bald in einen Actionurlaub mit Rafting und Abseilen an Wasserfällen – noch kann ich das machen.“ Ihr Alltag sieht unspektakulärer aus – statt ihren Hobbies Reiten und Klettern nachzugehen, muss sie derzeit für ihr Staatsexamen lernen. Für Katharina ist „jeder Tag so ein bisschen Highlight, wenn ich Patienten sehe und denen geht es plötzlich besser, das ist schon immer ein kleines Erfolgserlebnis.“ Altersgenossen empfiehlt sie, jeden Moment auszukosten. „Ich habe junge Menschen gesehen, die einen Unfall hatten und plötzlich nicht mehr laufen konnten.“ Nach ihrem Abschluss plant sie wieder nach Hause ins Unterallgäu zu ziehen und dort zu arbeiten. Den nächsten Geburtstag möchte sie zuhause feiern – „das wird mit meinen Liebsten sein, ein schönes Abendessen und ich koche.“ Wenn Katharina noch einmal fünf Jahre jünger wäre, würde sie nicht mehr auf das Gymnasium gehen, „weil alles sehr theoretisch ist und dich nicht wirklich auf das Leben vorbereitet“.

„Mein Alter? Ein ganz wunder Punkt bei mir" oder „Naja, eigentlich wäre ich schon gerne zehn Jahre jünger". Es ist nicht leicht, Menschen zu finden, die mit ihrem Alter zufrieden sind. Doch es gibt sie! Vier Personen berichten, warum sie gerade ihr eigenes Alter toll finden.

ALFONS ist 52 Jahre alt und Hochschulseelsorger an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

„Ich bin jetzt in einem Alter, in dem ich mir nichts mehr beweisen muss." Stattdessen liest Alfons viel, ist auf verschiedenen sozialen Medien unterwegs oder arbeitet im Garten. Er merkt aber, dass es gesundheitliche Einschränkungen gibt und überlegt: Wie wird es in 10 Jahren aussehen? Wie wird es meinen Kindern gehen? „Meine Tochter fängt jetzt das Studieren an. Ich bin gespannt, wie das weitergeht." Gesellschaftlich beschäftigt ihn der Umbruch der Parteienlandschaft, die Radikalisierung der politischen Mitte und die Digitalisierung unserer Lebenswelt. Wäre Alfons nochmal fünf Jahre jünger, würde er eher mit Twitter anfangen – „weil ich das einen spannenden Ort finde, wo ich interessanten Leuten begegne und Anregungen kriege." Zu den Highlights seines Lebens zählen die Geburt seiner Kinder, das Abitur seiner Tochter, sowie seine Frau, mit der er seit 24 Jahren verheiratet ist. Die nächste Geburtstagsparty soll etwas ganz Besonderes werden. Alfons plant seine Gäste mit dem historischen Omnibus eines Freundes an ein geheimes Ziel zu fahren, um zu picknicken. Zukünftig will Alfons ausgeglichener werden: „Manchmal bin ich schrecklich ungeduldig."

Foto: Katharina Hoffmann

HEINZ ist 74 und Rentner. Bis 1982 ist er viel gelaufen und setzte dann mehrere Jahrzehnte aus. Erst 2002 nahm er den Sport wieder auf.

Heinz läuft – er nimmt fast wöchentlich an Wettkämpfen teil – und fotografiert gerne, außerdem hat er einen Hund. Damit ist schon viel seiner Zeit ausgefüllt. Er fühlt sich noch nicht wie 74, aber was er an seinem Alter liebt, ist die Zeit, die er nun hat. Früher hat Heinz EDV-Systeme betreut, was enormen Stress für ihn bedeutete. Den hat er als Rentner nicht mehr. Derzeit beschäftigt ihn die weltpolitische Lage. Die ganze Situation und das Klima natürlich auch. Und was im Detail? Am meisten der Regen. Das Highlight seines Lebens war die Geburt seiner Kinder. Heinz' Pläne für die Zukunft sind noch nicht so konkret, aber ihn reizt der Weltkulturerbelauf nächstes Jahr in Bamberg. Er ist auch noch nicht sicher, wie seine nächste Geburtstagsparty aussehen wird. Ob er wegfahren oder feiern wird und wenn ja, wie groß – es ist ja schließlich ein „halbrunder" – er ist sich noch nicht schlüssig. Wenn er noch einmal fünf Jahre jünger wäre? „Ich würde alles nochmal genauso machen, weil ich der Meinung bin, dass ich alles richtig gemacht habe." ■

Katharina Hoffmann ist mit ihren 21 Jahren sehr zufrieden und hat sich daher entschieden, das Älterwerden ab sofort einzustellen. Ihr Vorbild ist dabei Pippi Langstrumpf mit den Krummelus-Pillen.

Wir müssen leider draußen bleiben

Diskriminierung steht bei den meisten in Verbindung mit religiösen, ethnischen oder kulturellen Konflikten. Dabei wird oft vergessen, dass auch eine gut gemeinte Bevormundung zur Diskriminierung werden kann. Besonders Kinder leiden unter der fehlenden Begegnung auf Augenhöhe.

Erinnert ihr euch noch, wie es war, ein Kind zu sein? Die Zeit, in der uns die wirklich wichtigen Entscheidungen noch abgenommen wurden, der Haushalt von den Eltern geschmissen wurde und das größte Problem war, dass man bei Lidl nicht seine Lieblingsbonbons mitnehmen durfte? Nicht über sich selbst bestimmen zu können, ist uns heute fremd geworden. Doch für Kinder ist dies Alltag – zu häufig wird über sie entschieden, nicht mit ihnen. Es wird angenommen, dass die doch noch so unerfahrenen Kleinen kaum in der Lage sind, eigenständig ein Urteil zu fällen. Und genau das ist der Punkt, an dem von Altersdiskriminierung gesprochen wird.

Altersdiskriminierung, fälschlicherweise oft nur für die Diskriminierung von Älteren gehalten, bezieht sich auf die Benachteiligung und ungleiche Behandlung von Menschen aufgrund ihres Lebensalters. Wegen ihres Sonderstatus‘ als Heranwachsende wird oft übersehen, dass vor allem Kinder unter dieser Herabsetzung leiden. Da sie selbst vermeintlich noch nicht genug Erfahrungen gesammelt haben, um Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen, werden sie zu einer Randgruppe in unserer Gesellschaft. Zu Personen, zu „deren Wohl“ entschieden werden muss, anstatt derer, die über ihr Wohl selbst entscheiden können. Die fehlende Handlungsmacht der Kinder wird durch ihre Unzurechnungsfähigkeit und mangelnde Weitsicht gerechtfertigt, denn schließlich haben sie nur zu ihrem eigenen Schutz eine derartige Sonderstellung. Doch kann man die Angelegenheit wirklich so schwarz-weiß sehen? Kind ist nicht gleich Kind. Ob heranwachsend oder nicht, es handelt sich dennoch um einzelne, für sich stehende Personen, die nicht als gesichtslose Masse wahrgenommen werden sollten. Selbst in der Kinderrechtskonvention der UNO wird hierauf viel Wert gelegt: Die individuelle Identität jedes Kindes soll geachtet und geschützt werden. Hierbei stellt sich allerdings die Frage, inwiefern ein Kind seine eigene Identität ausleben kann, wenn es von nahezu allen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen wird. Doch vielleicht müssen wir uns genau diese Frage stellen. Wann ist der Punkt erreicht, an dem schützende Maßnahmen die Grenze überschreiten und einschränkend werden? Eine klare Trennlinie gibt es nicht. Um diskriminierendem Verhalten vorzubeugen, ist es allerdings nie verkehrt, selbst einen Schritt zurückzutreten und dem betroffenen Kind genug Respekt und Ernsthaftigkeit zu erweisen, damit es seine eigenen Entscheidungen treffen kann. Und damit es dabei nicht ins Stolpern gerät, ihm mit Rat und Hilfe beiseite zu stehen. ■

Elisa Thomasets jüngere Geschwister freuen sich, von ihrer Schwester nie diskriminiert worden zu sein. Sie haben sich auch daran gewöhnt, seit dem siebten Geburtstag jährlich an die Steuererklärung erinnert zu werden.

Grafik: Annabel Adler

Wenn der Mensch vergisst, wer er ist

Antigonis Großmutter hat Demenz und vergisst Tag für Tag ein weiteres Stück ihres Lebens. Ende Juli fliegt die KoWi-Studentin zu ihr nach Griechenland. Wie sie mit der Situation umgeht.

Wie geht es dir, Oma?“, frage ich und klemme mir das Handy unters Ohr. „Naja, gut, gut gut“, kommt es von der anderen Seite der Leitung zurück. „Und wie ist das Wetter bei euch?“, „Regen, Regen, Regen. Kälte, Kälte, Kälte.“ Okay. „Was werdet ihr heute zu Mittag essen?“ Nach langem Stammeln und Überlegen antwortet sie: „Bohnen. Kommt um 13 Uhr zum Essen.“ Ohje. Eigentlich wäre es das Normalste der Welt, bei ihr zu essen – würde sie nicht 2000 Kilometer entfernt wohnen. „Oma wir sind doch in Deutschland. In zwei Monaten werden wir zusammen essen.“ Vorausgesetzt, du hältst es noch so lange aus, denke ich.

Meine Oma hat Demenz. Nun schon im fortgeschrittenen Stadium. Zunächst dachte meine Familie, ihre Vergesslichkeit läge „nur“ an ihrem Alter, doch ein Computertomogramm ergab, dass viele kleine Hirnschläge diesen Schaden verursacht haben. Seit ihrer Krankheit ist meine Oma eine andere. Das habe ich gesehen, als ich sie im Frühjahr in Griechenland besuchte. Kaum vorstellbar, dass diese Frau, die im März still, regungslos und mit leerem Blick vor mir saß, einmal die Frau gewesen ist, die rund um die Uhr die ganze Großfamilie versorgt hat.

Seit ich denken kann, war meine Oma in Bewegung: Arbeiten, Einkaufen, Kochen oder Putzen – immer gab es etwas zu tun und immer musste alles perfekt bei ihr sein. Wenn wir sie und meinen Opa in den Sommermonaten besuchten, gab es nichts, was sie nicht für uns tat. Ihre Liebe zu uns, ihrer Familie, war unendlich. Vor allem liebte sie es, uns zu bekochen und tat dies mit der Leichtigkeit einer Sterneköchin. Wenn sie jetzt die Küche betritt, räumt sie nur verwirrt Geschirr und Töpfe raus und weiß nichts mehr damit anzufangen. Früher rief sie nahezu jeden Tag an und redete wie ein Wasserfall. Sie erkundigte sich nach ihren Enkelkindern und vergaß nie auch nur ein Ereignis. Diesen Winter rief sie nicht einmal zu Weihnachten an. Und als ich im März neben ihr saß und ihre Hände hielt, konnte sie mir nur sagen, dass diese kalt seien – einen anderen Satz brachte sie nicht zustande.

Die Neurologin meinte, wir müssten uns darauf vorbereiten, dass sie keinen weiteren Sommer erleben und uns davor eventuell nicht einmal mehr erkennen wird. Aber wie bereitet man sich darauf vor, seine Großmutter zu sehen, die all die bunten, lauten Sommertage mit uns vergessen hat? Die ihre Familie vergessen hat? Darauf kann man sich nicht vorbereiten. Es ist, als hätte sie uns jemand weggenommen und eine leere Hülle zurückgelassen – ohne die Möglichkeit eines Abschieds.

Das Telefon klingelt, meine Mutter geht ran. Ihr Gesichtsausdruck verheißt nichts Gutes. „Oma hat heute Tante zunächst nicht erkannt.“ Es ist nun also soweit – sie vergisst auch uns. Meine Mutter fliegt bereits nächste Woche für ein paar Tage zu meiner Oma, bevor ihr Zustand sich noch verschlechtert. Was mich angeht: Ich muss nun darauf hoffen, dass meine Großmutter mich bis zum Sommer nicht vergessen hat. ■

Antigoni Rakopoulou fliegt nach ihren Prüfungen direkt zu ihren Großeltern und freut sich darauf Zeit mit ihnen zu verbringen, vor allem mit ihrer Oma. Im Garten frisches Obst essen und zusammen lachen - wie jeden Sommer bisher.

Qualität durch Selbst-kontrolle?

Die Universität Bamberg hat sich für ein Verfahren beworben, das ihr ermöglichen würde, ihre eigene Qualität im Bereich "Studium und Lehre" selbst zu bewerten. Neben Universitätsvertretern sollen dann auch Studierende stärker mitbestimmen, wie die Qualität von Studiengängen verbessert werden kann.

Wie wäre es, wenn Studierende die Bewertungskriterien für ihr Studium selbst festlegen dürften? Ein ähnliches Verfahren strebt die Universität Bamberg an. Bisher ist jeder Studiengang einzeln von einer privaten Agentur geprüft und akkreditiert worden. Jetzt soll das interne Qualitätssicherungssystem Studiengänge selbst anerkennen können. Dieses Verfahren heißt Systemakkreditierung. Die Bewerbung dafür hat die Uni Bamberg im März 2016 eingereicht.

Eine Universität soll selbst beurteilen können, ob sie qualitativ hochwetige Studiengänge anbietet? So einfach, wie es sich anhört, ist es nicht. Am Anfang des Verfahrens steht der deutsche Akkreditierungsrat. Dieser gibt Regeln vor, nach denen die Studienqualität an Universitäten gesichert und überprüft werden soll. Für Letzteres werden teils private Agenturen bevollmächtigt, im Falle Bambergs ist es das Akkreditierungs-, Certifizierungs- und Qualitätssicherungsinstitut (ACQUIN). Das Verfahren selbst beginnt damit, dass die Universität ein eigenes Qualitätssicherungssystem entwickelt. In diesem Prozess werden verschiedene Parteien an der Hochschule einbezogen. So sind in den entscheidenden Gremien neben dem Qualitätsmanagement, den Fakultätsräten und der Unileitung auch Studierendenvertreter mit Stimmrecht zu finden. Christian Reutter aus dem Aufgabenbereich Qualitätsmanagement meint: „Die Universität wird jetzt so selbstständig wie ihre Studierenden.“ Seine Kollegin Henrike Herbold freut sich darüber, dass so zwischen den Fachbereichen mehr Kommunikation stattfindet. Damit die interne Qualitätsprüfung aber nicht unfair und befangen abläuft, ist im Systemakkreditierungsverfahren Transparenz gefordert. Dazu zählen

u.a. die Bereitstellung umfangreicher Informationen zu dem Akkreditierungsverfahren für sämtliche Universitätsangehörige sowie der fortlaufende Austausch zwischen den Hochschulparteien. Außerdem muss das interne Qualitätssicherungssystem alle acht Jahre reakkreditiert werden.

> *„Dadurch sind wir in einer Position, in der wir Forderungen für uns Studierende stellen können.*

Die Meinung der Studierenden ist gefragt

Während des gesamten Verfahrens haben die Studierenden ein großes Mitspracherecht. Vertreten werden ihre Interessen derzeit von Laura Schöps und Raik Kowatzek, die der Kommission für Lehre und Studium (LuSt) angehören. „Im ganzen Prozess wird die studentische Meinung sehr wertgeschätzt und auch gefragt. Außerdem führen wir bei der ersten Begehung ein Gespräch unter vier Augen mit der Gutachtergruppe der Agentur“, berichtet Raik. Zusätzlich werden die beiden über die Universität eine Dokumentation verfassen, welche von ACQUIN wesentlich beachtet wird. „Dadurch sind wir in einer Position, in der wir Forderungen für uns Studierende stellen können. Für uns zählt die Meinung jedes Kommilitonen“, sagt Laura. Durch das Qualitätssicherungssystem wird in Zukunft, wenn ein neuer Studiengang eingeführt werden soll, eine Studierendenevaluation durchgeführt. Studierende aus einem ähnlichen Fachbereich werden befragt, was sie von dem neuen Studienfach halten. Bei Problemen oder Anregungen sind die Fachschaften die erste Anlaufstelle, um Kritik in die Gremien einzubringen. Ohne das Interesse und Engagement der Studierenden bliebe die Systemakkreditierung nur „ein Label dafür, dass wir gut sind“, so Vizepräsident Sebastian Kempgen. So wünschen sich Vizepräsident, Qualitätsmanagement und Studierendenvertreter, dass Studierende den Prozess mitgestalten und sich informieren. Denn die Qualität in Studium hängt entscheidend davon ab, wie sehr sie von ihnen mitdefiniert wird. ■

Franziska Eckl und Sylvia Farnbacher fänden es nur fair, wenn sie ab jetzt ihre Klausuren selbst bewerten dürften.

Anzeige

China Fan Imbiss

seit 1996

20 % Rabatt
für Stammkunden
Unbegrenzt gültig

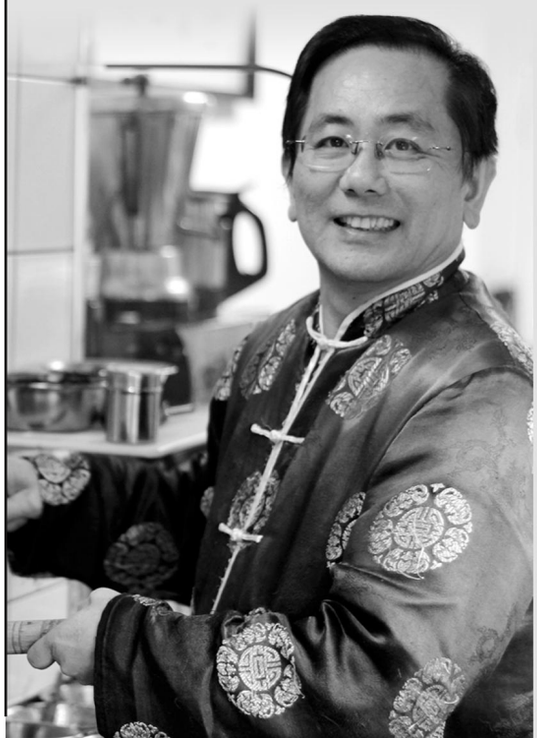
Supersparkarte

bei uns erhältlich
Sie zahlen nur 20 €
Sie bekommen Ihr Essen für 25 €
Sie sparen 5 €

Fischstraße 9 / Am Kranen
96047 Bamberg
Tel.: 0951-22939

Geöffnet Mo. - So.
11 bis 21 Uhr

Inhaber:
Dipl.-Germ. Univ. You Xie
Ehemaliger Student
der Uni Bamberg
Für die CSU im
Stadtrat Bamberg



In der Regel länger

Weniger als die Hälfte der Studierenden schließt das Bachelor-Studium innerhalb der Regelstudienzeit ab. Ist das problematisch? Und welchen Sinn erfüllt die Regelstudienzeit überhaupt?

Regelfall, der: regelmäßig, fast ausnahmslos eintretender Fall." Der Definition des Dudens entspricht die Regelstudienzeit nicht: Prüfungsordnungen müssen in Deutschland eine Zeit enthalten, in der ein Abschluss erworben werden kann, doch laut kürzlich veröffentlichten Zahlen des Statistischen Bundesamts schlossen 2014 nur 45,8 Prozent der Studierenden in Deutschland den Bachelor nach dieser Dauer ab. Prof. Dr. Eric Sucky, Prüfungsausschussvorsitzender für die betriebswirtschaftlichen Studiengänge in Bamberg, nennt auf Basis der letzten vier Semester eine Quote von 51,5 Prozent in den von ihm betreuten Bachelor-Fächern. Bis zum Masterabschluss sinkt der Anteil der Abschlüsse in Regelstudienzeit deutschlandweit auf 34,3 Prozent, in der Bamberger BWL auf 36,7 Prozent. Zwei Jahre zuvor lag die Quote für den Bachelor-Abschluss noch 3,6, für den Master 8,0 Prozentpunkte höher. Der Median der Studiendauer bis zum Bachelor stieg seit 2008 von 6,6 auf 7,2 Semester.

Finanzierungsprobleme

Doch ist es ein Problem, nicht in der Regelstudienzeit fertig zu werden? Eine Schwierigkeit, der Studierende gegenüberstehen, ist das Ende der finanziellen Förderung durch BaföG nach Ablauf der vorgesehenen Dauer. Nach Paragraph 15 Absatz 3a BaföG kann aber auch nach Überschreiten der Regelstudienzeit und damit der Förderungshöchstdauer Unterstützung, in Form der sogenannten Studienabschlusshilfe, für maximal zwölf weitere Monate gewährt werden. Dabei handelt es sich aber, anders als beim regulären BaföG-Bezug, um ein verzinstes Darlehen. Zudem müssen jene Studierende von der Universität nachweisen lassen, dass sie ihren Abschluss in absehbarer Zeit erreichen können.

Zwischen Nebenjob und Windeln wechseln

Prof. Dr. Andreas Henrich, Senatsvorsitzender und Prüfungsausschussvorsitzender der WIAI in Bamberg, findet die Zahlen zur Regelstudienzeit nicht erschreckend. „Es ist ein Problem, wenn diejenigen, die es wollen und können, es nicht schaffen." Daher müsse die Universität dafür sorgen, dass keine organisatorischen Hürden durch Stundenplankonflikte oder Ähnliches bestünden. Dabei werde die Planung erschwert, weil Studierende etwa Wochenrandzeiten mieden. Sucky sieht dafür in den letzten Jahren „beispielsweise den doppelte[n] Abiturjahrgang [...] in Verbindung mit dem Wegfall der Wehrpflicht" als Hindernis. Dadurch seien Kapazitätsengpässe in den Hochschulen entstanden, die zwangsläufig auch zu verlängerten Studiendauern führten. Häufigere Gründe seien aber, dass Studierende nebenbei arbeiteten, längere Praktika absolvierten oder im Rahmen eines Auslandssemesters wichtige Erfahrungen, aber wenige ECTS-Punkte sammelten. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), zuständig für die BaföG-Förderung, bestätigt diese Beobachtungen und nennt darüber hinaus Leistungsmängel oder eigene Kinder der Studierenden. „Was mir wichtig wäre, ist, dass es ein großer Teil in Regelstudienzeit plus wenig schafft", erklärt Henrich. Diese Prämisse setzen sich anscheinend auch die Studierenden selbst, denn 84,8 Prozent schaffen es in der Regelstudienzeit plus zwei Semestern, ihr Studium zu absolvieren. In der Bamberger BWL liegt die Zahl sogar bei nahe zu 100 Prozent. Die Höchststudiendauer lässt allerdings auch nur eine Überschreitung um zwei Semester zu. Wird diese erreicht, kann nur bei guten Gründen eine Verlängerung gewährt werden, wobei laut Henrich oft psychische Probleme, seltener familiäre Schwierigkeiten genannt werden. Außerdem stellt er fest, dass Studierende das Einhalten der Regelstudiendauer

„nicht unbedingt als höchstes Ziel haben." Es sei aber auch aus seiner Sicht wichtiger, im Studium Freiheiten zu nutzen und Schwerpunkte zu setzen. Sucky bestätigt, dass bei der Zulassung zum Master soziales Engagement, Auslandsaufenthalte und praktische Erfahrung wichtiger sind als die Studiendauer.

Wofür eigentlich eine Regelstudienzeit?

Die Regelstudienzeit nicht einzuhalten, ist demnach unproblematisch und viele Studierende scheinen sie ohnehin zu ignorieren. Welchen Zweck soll also Paragraph 11 des Hochschulrahmengesetzes erfüllen, der diese Zeitvorgabe vorschreibt?

Das Bayerische Hochschulgesetz benennt als Ziel die Ermöglichung der Kapazitätsplanung und „Sicherstellung des Lehrangebots". Damit wird auf den ursprünglichen Grund der Regelstudienzeit Bezug genommen, der darin liegt, Studierenden einen Rechtsanspruch zu geben, ihren begonnenen Studiengang auch abschließen zu können. Sucky sieht die Vorschriften auch als Schutz der Studierenden: „Viele Jahre als schlecht bezahlter Praktikant oder Werkstudent ist dann einfach nicht machbar." Christina Brüning, Pressesprecherin des BMBF, erläutert: „Die Sachnähe der Hochschulen zu den von ihnen angebotenen Studiengängen gewährleistet eine realistische Einschätzung der notwendigen Zeitdauer bis zu einem erfolgreichen Abschluss. Es ist daher sachgerecht, auch die Förderungshöchstdauer im BAföG an diese autonome Festsetzung der Hochschulen zur Regelstudienzeit anzuknüpfen."

Foto: Lena Mitterndorfer

Das Leben genießen

Laut Sucky ist es, insbesondere nach jüngsten Anpassungen der Studienordnung, „ohne große Schwierigkeiten" möglich, die von ihm betreuten Studiengänge in der Regelstudienzeit zu absolvieren. Doch „schlussendlich ist ein Studium ja auch eine wunderbare Zeit. Und wer kann es jemandem verdenken, wenn man auch mal einen Sommer lang das Leben in diesem wunderschönen Bamberg genießt und sich eben nicht hundertprozentig auf das Studium fokussiert." ■

Chiara Marasco und Jonas Meder kommen zusammen auf 15 Hochschulsemester und liegen damit längst jenseits von Gut und Böse.

Fotos: Maximilian Krauss

SCHLECHTES VORBILD ?

Wikipedia-Zitate, keine Quellenangaben und fehlende Bildnachweise. Wie unsere Dozenten ihre eigenen Richtlinien zum korrekten Zitieren in ihren Vorlesungsfolien ignorieren.▸

Studierende müssen sich in ihren Hausarbeiten, Präsentationen und Essays an eine Menge Vorschriften halten. Literatur muss korrekt angegeben, wörtliche Zitate als solche gekennzeichnet und Bilder mit entsprechenden Quellenverweisen versehen werden. Immer wieder weisen Dozenten darauf hin, dass fremdes Gedankengut in Arbeiten von Studierenden auch ausdrücklich als solches zu erkennen sein muss. In Grundkursen übt man richtiges Zitieren und erstellt Literaturlisten. Zu Hausarbeiten geben Studierende förmliche Erklärungen über die selbstständige Anfertigung ab. Der Lehrstuhl für Internationale Beziehungen weist auf seiner Internetseite „aus gegebenem Anlass“ sogar darauf hin, dass Seminararbeiten selbstständig zu erstellen und Zitate ordnungsgemäß zu kennzeichnen sind.

Dozenten als Vorbilder

Die Dozenten sind in solchen Fällen Ansprechpartner. Sie halten die Kurse zum richtigen Zitieren, erklären den Studierenden, wie man ein korrektes Literaturverzeichnis erstellt und warum Quellenangaben unabdingbar sind. Sie sind die wissenschaftlichen Vorbilder für die Studierenden — diejenigen, die es besser wissen. Oder zumindest besser wissen sollten.

Fehlende Quellenangaben

Die Vorlesungsfolien und PowerPoint Präsentationen vieler Lehrveranstaltungen lassen allerdings anderes vermuten. Auffällig — und in den Hausarbeiten von Studierenden völlig unvorstellbar — ist bei vielen foliengestützten Vorlesungen und Seminaren das Fehlen jeglicher Quellenangaben am Ende der Präsentationen. Der nähere Blick in zahlreiche Vorlesungsfolien zeigt: Falsches Zitieren ist nicht nur unter Studierenden ein Problem.

Natürlich stellt eine Präsentation in einer Vorlesung oder einem Seminar keine wissenschaftliche Arbeit dar, wie es beispielsweise eine Hausarbeit ist, oder eine Prüfungssituation, wie im Fall eines Referats eines Studierenden. Doch sollten sich Dozenten in ihrer wissenschaftlichen Vorbildfunktion gegenüber Studierenden nicht trotzdem an ihre eigenen Richtlinien halten? Das scheinen einige Dozenten anders zu sehen.

So hielt beispielsweise Prof. Dr. Hans Peter Ecker, Inhaber der Professur für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Literaturvermittlung, im Sommersemester 2015 eine Vorlesung zur Einführung in die Literaturvermittlung. In einer Sitzung wollte er seinen Studierenden den Nettohandel im Buchhandelsgewerbe näherbringen. Dazu übernahm er den kompletten Wikipedia-Artikel zu Nettohandel wortwörtlich in seine Präsentation. Zitatkennzeichnung, Quellenangabe oder zumindest einen Hinweis auf Wikipedia sucht man in den Vorlesungsfolien allerdings vergebens.

Wikipedia in Vorlesungsfolien

Zum Vergleich: In Hinweisen zum Zitieren und Bibliographieren auf seiner offiziellen Homepage gibt der Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an, dass „jede fremde Aussage sowie jeder fremde Gedanke“ belegt werden muss. Übernimmt man einen ganzen Satz, so muss dieser in Anführungszeichen gesetzt werden und mittels Fußnote mit dem entsprechenden Quellenverweis versehen werden, so der Lehrstuhl weiter. Der von Prof. Dr. Ecker in seiner Präsentation zitierte Wikipedia-Artikel umfasst immerhin ganze sechs Sätze, ist aber weder mit Anführungszeichen noch mit Fußnote als Zitat gekennzeichnet.

Prof. Dr. Ecker war leider bis Redaktionsschluss nur sehr kurz für eine Stellungnahme zu erreichen.

> „Er übernahm den kompletten Wikipedia-Artikel wortwörtlich in seine Präsentation

” Falsches Zitieren ist nicht nur unter Studierenden ein Problem

Er äußerte sich lediglich insofern, dass Studienmaterial — so auch seine Vorlesungsfolien — nicht denselben Zitierregeln unterworfen sei wie öffentliche Publikationen.

Auch der Lehrstuhl für Neuere und Neuste Geschichte scheint bei Dozenten andere Maßstäbe anzulegen als diejenigen, die er von seinen Studierenden verlangt: Zum Beispiel zeigte Prof. Dr. Michaela Schmölz-Häberlein in ihren Folien zur Geschichte der Juden der Atlantischen Welt im Wintersemester 14/15 mehrere Wikipedia-Bilder ohne jegliche Angabe, woher sie diese Fotos eigentlich hatte.

Unterschiedliche Maßstäbe

Im Grundkurs, den alle Studierenden des Faches Geschichte, zu welchem auch der Lehrstuhl von Prof. Dr. Schmölz-Häberlein zählt, absolvieren müssen, wird den Teilnehmern nahegelegt, bei Verwendung von im Internet zugänglichen Bildern in ihren Präsentationen nicht nur den exakten Link unterhalb des Bildes anzugeben, sondern auch noch den auf die Minute genauen Zeitpunkt, wann die Bildquelle zuletzt aufgerufen wurde.

Prof. Dr. Schmölz-Häberlein begründete die fehlenden Bildnachweise in ihren Folien auf Anfrage des OTTFRIED primär mit Zeitmangel. Sie habe diese Vorlesung als Lehrbeauftragte der Judaistik gehalten und 600 Euro für das ganze Semester bekommen. Allein für eine Vorlesungseinheit benötige man drei bis vier Tage Vorbereitungszeit und zusätzlich mindestens sechs Stunden, um eine aussagekräftige PowerPoint Präsentation zu erstellen. Auch erklärte Prof. Dr. Schmölz-Häberlein, dass sie in ihren Vorlesungen stets mündlich darauf hinweise, dass das Bildmaterial, das nicht näher ausgewiesen ist, aus Wikipedia stammt. Sie habe es „daher nicht als nötig erachtet, dies auf jeder Folie

Anzeige

eigens anzumerken“.
Im Grundkurs Geschichte dagegen wird den Studierenden ausdrücklich empfohlen, Bildnachweise direkt auf der entsprechende Folie anzubringen und nicht erst am Ende der Präsentation.
Prof. Dr. Schmölz-Häberlein scheint aber eine klare Trennung zwischen den Richtlinien, auf die ihr Lehrstuhl bei Studierenden besteht und den Maßstäben, die sie in ihren eigenen Präsentationen anwendet, vorzunehmen. Indem der OTTFRIED Vorlesungsfolien auf Quellennachweise untersuchen würde, lege er die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis an ein Medium an, das aus ihrer Sicht lediglich dazu gedacht sei, den Vortrag visuell zu unterstützen, so Prof. Dr. Schmölz-Häberlein in ihrer Stellungnahme.
Trotzdessen sind es dieselben Vorlesungsfolien, mit denen Studierende für ihre eigene wissenschaftliche Ausbildung lernen. Fehlende Quellenangaben sind deshalb nicht nur ein Formfehler — sie erschweren den Studierenenden auch die eigene Recherche.

Bundeskanzlerin ohne Nachweis

Ebenfalls kein Musterbeispiel für akkurate Quellenarbeit ist das Bildmaterial der Präsentationsfolien von Matthias Mader, der im Sommersemester 2014 die Vorlesung zur Einführung in die Politische Soziologie hielt. Gleich in seiner ersten Sitzung präsentierte er in seiner PowerPoint ein Foto, das unsere Bundeskanzlerin mit den AFRIKA OUTREACH Vertretern zeigt — wie die meisten Bilder in dieser Präsentation ohne Quellenangabe. Das Foto lässt sich auf der offiziellen Website der Bundesregierung mit dem Copyright des Presse- und Informationsamtes wiederfinden — mit der ausdrücklichen Aufforderung, dass bei Verwendung des Bildes die Bundesregierung als Quelle anzugeben ist.
Auch der Lehrstuhl für Politische Soziologie erwartet von seinen Studierenden einen anderen Umgang mit Quellenangaben als denjenigen, den Herr Mader in seiner Vorlesung an den Tag legte: Auf der Homepage des Lehrstuhls findet sich ein Formular für Studierende, in welchem sie mit Unterschrift versichern müssen, „keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel“ in ihrer Hausarbeit genutzt zu haben.
Herr Mader, der inzwischen an der Uni Mannheim lehrt, äußerte sich bis Redaktionsschluss trotz schriftlicher Aufforderung nicht zu den fehlenden Quellennachweisen in seinen Vorlesungsfolien.

Richtlinien für Studierende

Die herausgegriffenen Fälle von fehlenden Quellenangaben in Vorlesungsfolien sind nur Beispiele. Im Dunkeln bleibt, wie viele Quellennachweise sich tatsächlich im Lehrmaterial von Dozenten finden lassen, würde man noch intensiver danach suchen. Sicher ist, dass genannte Beispiele nicht die einzigen sind, die zeigen, dass Dozenten ihre Zitationsrichtlinien nur auf Studierende und nicht auf sich selbst anwenden. Außer Frage steht, dass Lehrmaterial nicht mit einer wissenschaftlichen Publikation gleichgesetzt werden kann und, zumindest rechtlich gesehen, auch keinen wissenschaftlichen Kriterien zum Zitieren entsprechen muss. Klar wird aber auch, dass die Dozenten als wissenschaftliche Vorbilder es sehr wohl besser wissen, was Quellenangaben und Bildnachweise angeht. Und dass sie das Fehlen derselben in ihren Folien trotzdem oftmals in Kauf nehmen. Von ihren Studierenden fordern sie auf jeder Hausarbeitsseite mindestens fünf Fußnoten. Sie weisen am Ende jeder Präsentation auf fehlende Quellenangaben hinweisen und verlangen teilweise Monate vor Hausarbeitsabgabe erste Bibliographien zum Thema.
Ob wissenschaftliche Publikation oder nicht: Sollten sich Dozenten nicht trotzdem ihrer wissenschaftlichen Vorbildfunktion für ihre Studierenden, während ihrer Seminare und Vorlesungen, bewusst sein? ■

Unser(e) AutorIn studiert an einem der betroffenen Lehrstühle und verzichtet deshalb bei diesem Artikel auf einen Autorennachweis. Sie nimmt sich aber ihre Dozenten zum Vorbild und verzichtet auf genaue Quellengaben.

Keine halben Sachen.

Das schwarze Schaf
BAR

Great drinks for great people.
Schranne 7

Ja, ich will

nicht mit 21 heiraten.

Ich telefoniere nicht gerne. Schon gar nicht vor meinem ersten Kaffee. Meinen Opa scheint das aber nicht sonderlich zu interessieren. Ein reflektierender Bericht.

Es ist acht Uhr. Mein Wecker klingelt zum dritten Mal. Ich bin einer dieser Menschen, die ihren Handywecker eine halbe Stunde, bevor man tatsächlich aufstehen muss, im Zehnminutentakt stellen. Leider hilft das heute alles nichts. Meine Acht-Uhr-Vorlesung kann ich vergessen.
Als ich es um halb zehn endlich halbwegs wach aus dem Bett schaffe, sehe ich eine SMS meiner Mama. Angekommen um 6:52 Uhr. Super, jetzt weiß sie, dass ich verpennt habe, wenn ich ihr um halb zehn auch mal antworte. Wie war es mir bitte zu Schulzeiten möglich, jeden Morgen um sechs Uhr aufzustehen? Ich bin genervt. Morgens ist ohnehin nicht meine Zeit. Erstmal Kaffee, ohne Kaffee geht nichts. Während ich mit schläfrigem Blick auf die Maschine schaue, klingelt das Telefon. „Ja, hallo?“ „Hallo Schiara [Ja, so spricht mein Opa meinen Namen tatsächlich seit 21 Jahren aus.] Ich wollte mal hören, wie es dir geht?“ Ich schaue auf die Uhr. 9:42 Uhr. Ich hatte noch keinen Kaffee. Überlege mir, wie schön es wäre, mir jetzt die Kugel zu geben. „Hallo, schön von dir zu hören! Hier ist alles gut. Stress in der Uni — wie immer. [Lüge] Wollte mich gerade schminken und

> *„Hättest du mal was Richtiges gelernt, dann würdest du jetzt schon dein eigenes Geld verdienen*

Anzeige

dann los.“ [Auch gelogen — ich hatte mit mir selbst noch nicht hinreichend diskutiert, ob es Sinn machen würde, um zehn Uhr zu gehen, jetzt, wo ich schon die Acht-Uhr-Vorlesung verpasst habe.] „Ach ja, die Uni. Bist du nicht auch bald fertig? Die drei Jahre sind ja bald rum. Hast du schon ein Angebot für einen Job?“ Danke. Genau das ist es, was ich morgens um kurz vor zehn brauche. Eine taktlose Erinnerung an die für mich mittlerweile vollkommen unmachbare Regelstudienzeit. Wieder wird mir bewusst, warum ich Morgenstunden hasse, wenn ich sie nicht gerade betrunken auf dem Heimweg verbringe. Immer noch kaffeelos antworte ich: „Ja, das dauert noch. Nee, Job hab ich noch keinen. Muss erstmal Praktika machen.“ „Stimmt, das braucht man ja heute alles. Hättest du mal was Richtiges gelernt, da würdest du jetzt schon dein eigenes Geld verdienen und verheiratet wärst du auch schon.“ Okay. Das war zu viel. Ich nuschle ein schnelles „Ja, hast Recht“ in den Hörer und nutze Trick 17 der ungeliebten Telefonate: „Du, es hat geklingelt. Ich muss mal auflegen und gucken. Tschüüüüüss.“ Bevor er die Möglichkeit gehabt hätte mir zu antworten, liegt das Telefon schon neben mir auf dem Tisch. Meine Laune ist dahin. Ohne, dass sie die geringste Chance gehabt hätte, überhaupt aufzukommen.

Verheiratet — als ob. Man könnte denken, dass ich diesen Satz schnell wieder vergesse. Aber nein. Ich meine, er hat Recht. Zumindest in seiner Welt, in der es wahrscheinlich so verankert ist früh zu heiraten, dass eine andere Priorität für ihn unvorstellbar ist. In seiner Welt gab es wahrscheinlich auch keine andere Möglichkeit, man war wahrscheinlich froh, jemanden Nettes zu finden, der heiraten wollte. Aber 2016? Heutzutage ist doch ein flapsiges „Lieb‘ dich“ das neue „Ich liebe dich“. Und wenn ich Facebook öffne, denke ich mir oft genug, dass einige Paare wohl mehr damit beschäftigt sind, ihre Beziehung in sozialen Netzwerken zur Schau zu stellen, als sich in der Realität damit zu befassen. Manchmal habe ich das Gefühl, nicht mehr das Internet ist für uns Neuland, sondern das reale Leben. Facebook bringt uns dazu, das Erlebte sofort zu benennen und mit einem Emoji zu versehen. Tinder lehrt uns, welche Art von Partner wir auf gar keinen Fall wollen. Und Instagram zeigt uns, wieviel besser das Leben der Anderen ist.

> *„Heutzutage ist doch ein flapsiges „Lieb‘ dich“ das neue „Ich liebe dich“*

Wie soll man da bereit sein, zu heiraten? Wie soll das gehen, wenn ich mein Essen zwar wunderbar von oben fotografieren kann [Insta-Filter richten auch die schlechtesten Fotoskills], aber nicht in der Lage bin, was „Richtiges“ zu kochen [nein, Nudeln, Tiefkühlpizza und Salat sind wohl nichts „Richtiges“, nach meinen Großeltern]. Keine vernünftige Basis für eine Ehe — außer mein Partner liebt Chicken Nuggets genauso sehr wie ich.

Kennt ihr das: Ihr kauft euch ein Kleid, freut euch mega darüber, alles ist toll und ihr würdet es am liebsten nie wieder ausziehen? Dann, Tage später, seht ihr, dass es reduziert ist und ihr ärgert euch, dass ihr es nicht abwarten konntet. Ich glaube, so ist es in gewisser Weise auch mit Beziehungen. Man hat immer das Gefühl, es kommt was Besseres. Man könnte noch mehr bekommen. Aber in Beziehungen läuft das nicht. In Beziehungen passt es oder eben nicht. Das muss jeder selbst entscheiden. Ich muss jetzt nicht heiraten, um mich abgesichert zu fühlen. Wenn andere das wollen, bitte. Ich kann mich auch ohne Hochzeit sicher fühlen — wenn nur der Rest stimmt. ■

Chiara Marasco bewertet trotzdem regelmäßig die Hochzeiten bei „4 Hochzeiten und eine Traumreise“ — der Teller Chicken Nuggets, muss hier nicht explizit erwähnt werden.

Warum ich liebe, was ich tue

Teil 18 unserer Serie über Menschen, die wenig zu klagen haben. Dieses Mal: Dr. Rüdiger-Martin Zippel, leitender Oberarzt der Medizinischen Klinik 5:
Hämatologie und internistische Onkologie am Klinikum Bamberg.

Die onkologische Station ist wohl der letzte Ort, an dem man sich wiederfinden möchte, da den meisten Menschen wohl wenig mehr Furcht bereitet, als die Diagnose ‚Krebs'. Doch längst ist die Erkrankung kein Todesurteil mehr. Dafür sorgen Mediziner wie Dr. Rüdiger-Martin Zippel.

Drei Berufe kamen für Dr. Zippel nach dem Abitur in Frage: „Pfarrer, Altphilologe oder eben Arzt." Nach dem Schulabschluss in Ulm und dem zweijährigen Wehrdienst entschied er sich schließlich für die medizinische Laufbahn. Sein Berufsleben startete er in einem Kölner Krankenhaus. Danach zog es ihn an das Klinikum Nürnberg, wo er sich zum Facharzt für Hämatologie (Lehre des Blutes) und internistische Onkologie ausbilden ließ. Seit 1990 ist er nun am Klinikum Bamberg, wo er seit acht Jahren auch den Posten eines leitenden Oberarztes bekleidet.

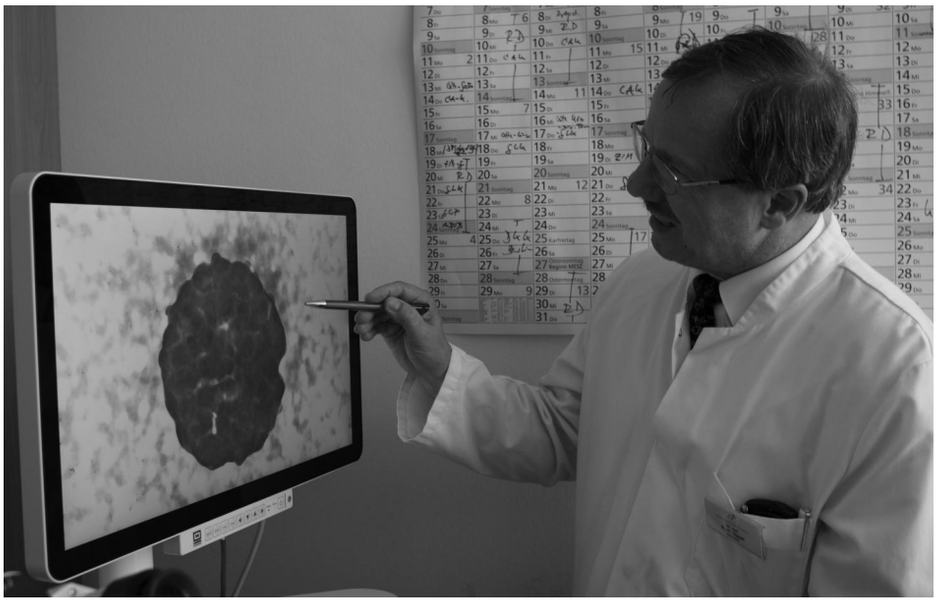


Foto: Lena Mitterndorfer

Arztalltag

Zwar führt er selbst keine Operationen durch, dennoch ist der Alltag Dr. Zippels immer abwechslungsreich. Als Oberarzt führt er Spezialuntersuchungen wie Punktionen von Organen und verschiedene Ultraschalluntersuchungen sowie komplexe Diagnostik durch.

Dazu fallen auch interdisziplinäre Tätigkeiten in seinen Aufgabenbereich. In der Tumorkonferenz zum Beispiel besprechen die Leiter der involvierten Fachstationen, wie die Erkrankungen der Patienten behandelt werden sollen. Besonders viel bedeute ihm jedoch der persönliche Kontakt mit Menschen, sagt er mit einem ruhigen Lächeln. Täglich hält er die Visite ab, wobei er sich gern die Zeit nimmt, jeden neuen Patienten in Augenschein zu nehmen und kennen zu lernen, da für ihn der Mensch das Wichtigste in seiner Profession ist. Daneben führt er bei Bedarf Einzelgespräche mit Patienten und deren Angehörigen, um die bestmögliche Therapie zu finden und sie dabei mental zu unterstützen, damit gemeinsam mit dem Patienten und seinem Umfeld eine geeignete Lösung gefunden wird. Außerdem fungiert er auch als Ausbilder der Assistenzärzte. Für ihn gibt es wenig Wichtigeres, als die Ausbildung des Nachwuchses. Beim Gespräch fällt auf, wie sehr ihm das Menschliche am Herzen liegt.

Das Leben geht weiter

Die wichtigste Lektion sei gewesen, zu lernen, dass man nicht jeden Patienten retten könne, sagt Dr. Zippel, obwohl die Medizin rasche Fortschritte macht. Wenn man tagtäglich mit dem möglichen Tod von Patienten konfrontiert wird, ist es für Ärzte unverzichtbar, Abstand zum Beruf zu gewinnen, um sich selbst zu schützen. Bei Patienten, die den Tod akzeptiert haben und sich darauf vorbereiten, fiele es ihm leichter als bei denen, die sich damit nicht abfinden können. Einerseits gewöhne man sich mit der Zeit an den omnipräsenten Tod, andererseits sei es von elementarer Wichtigkeit, etwas zu finden, das einen ablenkt. „Ich habe dafür meine Familie und die Natur gefunden."

Auch habe er mittlerweile gelernt zu akzeptieren, wenn erkrankte Menschen eine Behandlung ablehnen. Das wichtigste Ziel für Dr. Zippel ist ohnehin, mit der Therapie die Lebensqualität der Patienten zu steigern anstatt den Krebs um jeden Preis und ohne Rücksicht zu bekämpfen: „Man muss jedem Mensch seinen Weg lassen."

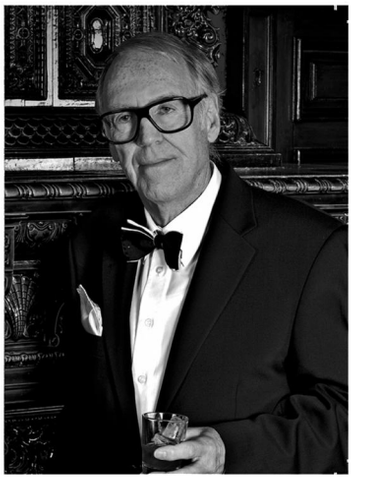
Auf die Frage, ob er durch seinen Beruf besonders große Angst vor Krebs oder dem Tod hätte, antwortet er, dass er über die Jahre in dieser Hinsicht ruhiger geworden sei. Er wisse zwar nicht, wie er selbst damit umginge, wenn er die Diagnose ‚Krebs' bekäme, fügt aber hinzu, dass ihm dabei wohl sein Glaube helfen würde. Auch vor dem Tod fürchte er sich nicht, da er eingesehen habe, dass das Sterben Teil des Lebens sei. Bezüglich seines eigenen Todes hat Dr. Zippel jedoch eine Idealvorstellung, die er auch versucht seinen unheilbaren Patienten zu ermöglichen: „Ein schöner Tod besteht aus dem friedlichen Abschiednehmen beider Seiten", antwortet er nachdenklich.

Ohne Bedauern

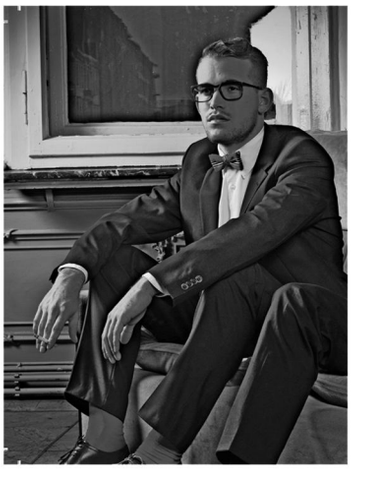
Die Gretchenfrage, warum er liebe, was er tut, beantwortet er voller Überzeugung: Er arbeite gern mit Menschen und begleite sie, wohin der Weg auch führen mag und obwohl es immer wieder Phasen des Misserfolges gebe, sei es für ihn immer wieder ermutigend, wenn er positive Rückmeldung von seinen Patienten erhält. Für Dr. Zippel vereint die Arztprofession drei Berufe: Den Seelsorger, den Naturwissenschaftler und den Lehrer. „Alles, was ich machen wollte, habe ich in meinem Beruf auch gefunden. Ich habe es nicht bereut." ■

Im Gegensatz zu Dr. Zippel macht Jan Hurta auch Hausbesuche. Interessenten melden sich bitte unter ottfried@ottfried.de.

Anzeige



FUNK
BY
OPTIK in der Austraße
96047 BAMBERG TEL 0951 / 20 81 500



Der Sheldon Cooper in mir

„Das ist mein Platz." - Sheldon Cooper, der Supernerd aus der US-amerikanischen Sitcom „The Big Bang Theory", ist bekannt für seine komischen Angewohnheiten. Er hat Angst vor Vögeln, beschriftet jeden Haushaltsgegenstand mit Aufklebern und hat strenge Regeln, was er an welchem Wochentag isst. Wir haben uns unter den Bamberger Studierenden umgehört, ob auch sie spezielle Ängste, Ticks und kleine Marotten haben.

Max, 23, Berufliche Bildung

Zugegeben, ich habe einen Ordnungstick. Mein Zimmer muss immer top aufgeräumt sein. Dazu gehören ein aufgeräumter Schreibtisch und geordnete Regale. In meinem Schrank habe ich die Hemden nach Farbe sortiert und mein Bett mache ich jeden Tag. Wenn ich Besuch hatte, schüttele ich die Sofakissen wieder auf, sobald er gegangen ist. Aber dieser „Ordnungswahn" beschränkt sich hauptsächlich auf mein Zimmer, in der Küche bin ich da nicht so streng.

Alessandra, 26, BWL

Es ist mehr eine kleine Angst, als ein Tick: Ich kann nicht alleine in der Wohnung schlafen. Julia und Moritz, meine Mitbewohner, müssen immer zuhause sein, damit ich beruhigt zu Bett kann. Sie müssen dann auch mal die eine oder andere Nachfrage ertragen, wo sie gerade sind und wann sie wiederkommen. Aber es wird langsam besser, die beiden üben schon fleißig mit mir.

Romano, 31, Wirtschaftspädagogik

Bei mir ist es eine Mischung aus Ordnungstick und Schlafgewohnheit: Ich kann nämlich nicht schlafen, wenn es vor meinem Bett unordentlich ist. Abends räume ich erst alles rund um die Bettgegend auf, am besten gleich das ganze Zimmer. Dann kann ich mit gutem Gefühl einschlafen.

Eva, 25, Psychologie

Wenn ich Wäsche aufhänge, habe ich es gern, wenn die Wäscheklammern an einem Kleidungsstück die gleiche Farbe haben. Also zum Beispiel zwei blaue Wäscheklammern für das Shirt und für die Hose zwei rote. Als Tick würde ich es aber nicht bezeichnen, weil es mich auch nicht stört, wenn die Klammern mal nicht die gleiche Farbe haben. Ich mache es jetzt nicht zwanghaft.

Maximilian, 21, Deutsch und Geschichte auf Lehramt

Kennt ihr das, wenn die Lautstärke von Fernsehen, Radio und am PC immer eine gerade Zahl sein muss? Bei mir muss der Lautstärkeregler immer durch fünf oder zwei teilbar sein, also zum Beispiel 12, 20, 25. 31 würde gar nicht gehen, da schalte ich dann leiser, auch wenn die Lautstärke eigentlich passt. Das ist so meine kleine Macke.

Jana, 20, Kommunikationswissenschaft und Germanistik

Beim Einkaufen hole ich mir fast immer ein Brötchen am Anfang und kann dann nicht abwarten, bis ich an der Kasse bin, um es zu essen. Meistens beiße ich schon vorher mindestens eine Ecke ab. Das liegt aber nur daran, dass nach dem Gebäck noch ein so langer Weg im Supermarkt auf mich wartet und man an der Kasse auch nochmal anstehen muss. Meine Freundinnen bezeichnen das als liebevolle Macke.

Fotos: Antigoni Rakopoulou

Sylvia Farnbacher hat einen Tick: Ohne lackierte Fingernägel kann sie nicht aus dem Haus.

Wozu Kirche?

Grafik: Jonas Meder

Laut der neusten Shell-Studie aus dem Jahr 2015 finden 57 Prozent der 12- bis 25-jährigen durch die Kirche keine Antworten auf die Fragen ihres Lebens. Gerade in einer kirchlich geprägten Stadt wie Bamberg muss man sich fragen: Ist die Kirche ein Auslaufmodell oder braucht sie nur einige Reformen?

Brauchen Christen die Kirche?

Einer der Hauptgründe, warum die Jahrtausende überdauernde Institution Kirche eine immer kleinere Rolle im Leben der jungen Generation spielt, ist wohl die stetige Pluralisierung und Globalisierung, wohinter die Kirche mit ihren althergebrachten Idealen und Traditionen zunehmend an Prestige verliert. Denn die Interessen der 12- bis 25-jährigen sind andere. Weg von den Eltern, rein in eine selbstbestimmte Zukunft voller Träume. Der Kirche gilt nicht gerade der erste Gedanke, wenn man über jugendliche Freiheiten spricht.

Kirche ist nicht gleich Glaube

Glaube ist viel mehr als Religion. Er ist vielmehr die ganz persönliche Auseinandersetzung mit Spiritualität und den Fragen des Lebens. Gerade weil Glaube so persönlich ist, lebt er aber vor allem durch die Interaktion mit Anderen. Allerdings erleben junge Menschen Gemeinschaft heutzutage auf eine andere Weise: Durch das Internet hat sich das Verständnis von Gemeinschaft maßgeblich verändert. Sie ist anonymer und ungebundener, aber gleichzeitig auch intensiver geworden. Junge Menschen brauchen daher feste Institutionen, wie die Kirche, nicht mehr so dringend wie früher.

Die klassische Institution Kirche scheitert bei der jungen Generation laut einschlägigen Umfragen des Heidelberger Sinus-Instituts vor allem am Faktor Coolness, obwohl sich die Befragten durchaus mit Spiritualität und Religion beschäftigen. Aufgrund der fehlenden Attraktivität werden diese Überlegungen aber nicht direkt mit Kirche in Verbindung gebracht. Religion wird dabei nicht immer als negativ empfunden. Sie ist schlicht unattraktiv, ihr fehlt sozusagen der „Sexappeal". Dadurch entwickelt sich Desinteresse an Glaube und Religion.

Eine Studie des Sinus-Instituts zeigt, dass die Botschaft der Kirche 65 Prozent der jungen Leute nicht mehr erreicht. Dies erklärt auch, warum

Anzeige

die Austritte aus konventionellen Kirchen zunehmen. Genauso wie auch die Zahl der Christen steigt, die auf dem Papier zwar einer Kirche angehören, in der Praxis aber nichts mit ihr zu tun haben.

Erkenntnisse seitens der Kirche

Das Problem sinkender Attraktivität ist auch innerhalb der Kirche längst angekommen. So stand zum Beispiel die Predigtreihe einiger evangelischer Gemeinden in der Nähe von Braunschweig zum Jahresanfang 2016 unter dem Titel „Brauchen Christen die Kirche?“. Auch Jochen Teufel, Gemeindepfarrer in Vöhringen an der Iller, rüttelt in seinem Buch „Rettet die Kirche, schafft die Kirchensteuer ab“ offen an etwas, was Christen jährlich an den Vorteilen einer Gemeindezugehörigkeit zweifeln lässt. Seine These: „Freiheit und Nächstenliebe sind Grundpfeiler der christlichen Gemeinschaft. Gesetzliche Zwangsverhältnisse lassen sich nicht mit Ihnen vereinbaren“. Sein Gegenvorschlag sind eigenverantwortliche örtliche Gemeinden, die sich aus den freiwilligen Gaben der Gläubigen selbst finanzieren. Dieses Modell ist weltweit schon in einigen Kirchen, zum Beispiel in den USA und Australien, üblich. Dadurch kann vor allem das Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt werden. Denn für das wesentliche Daseinsprinzip der Kirche, nämlich die Beteiligung der Gemeindemitglieder, ist die Kirchenfinanzierung nebensächlich. Tiefgreifende Reformprozesse brauchen natürlich Zeit — viel Zeit. Diese kann man sich nur nehmen, wenn man weiß, wo die angestoßenen Änderungen letzten Endes hinführen sollen.

> *„Freiheit und Nächstenliebe sind Grundpfeiler der christlichen Gemeinschaft. Gesetzliche Zwangsverhältnisse lassen sich nicht mit ihnen vereinbaren.*

Muss sich die Kirche ändern, um eine Zukunft zu haben?

In Bamberg gibt es für Studierende eine Vielzahl unterschiedlicher Angebote, um den eigenen Glauben auszuleben. Zum Beispiel die Katholische Hochschulgemeinde, die laut den Worten ihres Leiters, Pastoralreferent Alfons Motschenbacher, ein „offenes Haus für Menschen und Ideen“ ist. Hier kommen auf Basis christlicher Werte und Weltoffenheit die unterschiedlichsten Gruppen zusammen. Ohne sich zwangsläufig mit Religion zu beschäftigen, sondern einfach ganz nach studentischem Interesse Gemeinschaft leben. Außerdem werden zahlreiche Vorträge angeboten, welche die ganze Bandbreite studentischer Interessen von Tipps für Bewerbungsgespräche bis zu einem Vortrag über Frauen im Dschihad abdecken.

Für Studierende, die sich intensiver mit ihrem Glauben auseinandersetzen wollen, gibt es die Studentenmission. Hier kann man in der Gemeinschaft mit anderen Akademikern Glauben konkret und alltagsrelevant leben.

Um Kirche für junge Menschen wieder attraktiv zu machen, ist es wichtig, dass sie sich den Bedürfnissen der Zeit anpasst. Aber dabei sollte sie nicht ihre Werte aufgeben, denn sie steht für einen beständigen Teil unserer Gesellschaft. Bei dem immerwährenden Wandel um uns herum ist es manchmal gut, sich auf einen festen Hafen zu besinnen, der ein Stück Sicherheit und Geborgenheit bieten kann. ■

Fotos: Ann-Charlott Stegbauer

Natalie Becker überlegt jetzt, ihre eigene Online Kirche zu gründen. Die Genehmigung für den Bauantrag der Natikanstadt steht noch aus.

Entweder oder

– Ein Gedicht von Theresa Boll –

Generation Y? Warum?
Ich frag mich: Finden die uns dumm?
Sind wir zu faul, sind wir zu froh?
Warum nennen die uns so?

Wir stellen wohl zu viele Fragen,
das ist es, was die einen sagen.
Die nächsten meinen, wir denken zu viel,
ganz ohne ein klares Gedankenziel.
Und andere fordern „Entscheidet euch mal!“,
denn das ist für uns wohl die größte Qual.

Da wir so gern fragen: Was ist denn der Zweck,
dass sich von Die Welt bis zur SZ
ein Jeder gern den Mund zerreißt
und über uns Junge zu urteilen weiß?

Da wollen doch ernsthaft die jungen Leute
nicht weiter Profit und nur schnelle Beute
und in dieser wirren, globalen Welt
mehr erreichen als Macht und das große Geld.
Habt ihr denn nie in jungen Jahren
gewagt, die Welt zu hinterfragen?

Ich weiß nicht so recht, welches Ende jetzt passt;
es muss schon eins sein, das ich gerne verfass …
womit ich vollkommen zufrieden bin,
mit geistreichen Sätzen und ganz viel Sinn.

Wie wäre es damit: Es hilft uns nicht viel,
wenn IHR für uns zweifelt an unserem Ziel.
Sagt euch doch viel lieber mit Weisheit statt Hohn:
„Ach lass sie mal machen, die schaffen das schon!“

Und alternativ — ich entscheid mich nicht gern:
Ihr Jungen, lasst euch nicht noch davon verwirr’n,
dass euch manch ein Zweifler und Journalist
nicht den nötigen Biss und Courage zuspricht.
Ein Jeder — auch die, die das jetzt schreiben —
musste einst sich vor zweifelnden Ält‘ren beweisen.

Kulturelle Köstlichkeiten

Foto: Ann-Charlott Stegbauer

Bianca betätigt sich sportlich und … klettert gerne. In schwindelerregender Höhe kündigt sich eine Panikattacke an. Ich klammere mich noch fester an die spärlichen „Griffe“ des Felsens, an dem ich gerade hänge. Klettern in der Natur ist einfach perfekt, um den Kopf richtig frei zu bekommen – solange man nicht nach unten schaut. Wer Outdoor-Klettern ausprobieren möchte, sollte sich nicht von leichter Höhenangst abhalten lassen. Neben Muskeln, die ich seit Jahren nicht mehr benutzt hatte, habe ich durch das Klettern eine neue Leidenschaft entdeckt. Denn wenn ich kurz vor dem Ziel noch eine besonders schwierige Stelle überwinden muss, mich dabei zehnmal verfluche, überhaupt damit angefangen zu haben, fast an der Felswand abrutsche und dann letztendlich doch noch einen Zug weiter komme — dann gibt es keine Sorgen mehr, keinen Stress wegen der Uni und keine negativen Gedanken. Dann gibt es nur noch den Adrenalinkick, den ich verspüre. Genau in diesem Moment. Für mich gibt es kein schöneres (Gipfel)glück.

Elisa liest … „Das Lied von Eis und Feuer“. „Wenn man das Spiel um Throne spielt, gewinnt man, oder man stirbt. Dazwischen gibt es nichts.“ Dieses Zitat aus dem ersten Buch der Reihe beschreibt deren Inhalt sehr treffend. Die Handlung spielt in einer fiktiven Welt, die an das mittelalterliche Europa erinnert. Mehrere Adelshäuser kämpfen mit politischen Intrigen um Macht, Rache und das Überleben. Neben Drachen und Untoten bieten die Bücher komplexe Charaktere. Stereotypen findet der Leser nicht, da sich die Protagonisten im Laufe der Geschichte weiterentwickeln – wenn sie nicht davor sterben. Denn ein Motto der Reihe „Valahr Morghulis – Alle Männer müssen sterben“, nimmt sich der Autor George R.R. Martin selbst zu Herzen und tötet gerne unerwartet wichtige Hauptcharaktere. Jedes Kapitel ist aus der Sicht einer anderen Person erzählt, wodurch die große Geschichte aus vielen individuellen Perspektiven beleuchtet wird. In der deutschen Übersetzung sind bisher zehn Bände erschienen, vier sollen in den nächsten Jahren noch folgen.

Yannick hört … P.E.E.P: The aPROcalypse von ProEra. Obwohl seit dem Erscheinungstermin fast vier Jahre vergangen sind, läuft das Album bei mir immer noch rauf und runter. Die bisher als Geheimtipp gehandelte New Yorker Hip Hop Crew ProEra ist zwar inzwischen auch im Mainstream angekommen, doch sind ihre Anfänge wichtig, um ihr Schaffen vollständig zu erfassen. Sie haben Rap zwar weder revolutioniert, noch eine völlig neue Richtung vorgegeben, doch um eine Facette, die Neuinterpretation klassischer Boom-Bap-Beats des vorvergangenen Jahrzehnts, erweitert. Gerade durch die Vielfalt der Beiträge besticht das Mixtape. Der oft vorgebrachten Kritik der immer gleich klingenden Songs und des zu heiß gewaschenen Hypes um den Retro-Style, gilt es entgegen zu halten: Denn gut ist, was dem Hörer gefällt. Genauso wie bei ProEra, deren vollständiger Name Progressive Era ist, muss man manchmal einen Schritt zurück machen, um sich weiterzuentwickeln: "If you can't fly, then run." ■

Bamberg in der Warteschleife

Ein Interview mit dem Zweiten Bürgermeister Bambergs, Dr. Christian Lange

Kulturförderung, gefährliche Radwege und teurer Wohnraum – Themen, die viele Studierende beschäftigen. Wir haben für euch nachgefragt und uns mit dem Zweiten Oberbürgermeister Dr. Christian Lange darüber unterhalten, was die Stadt eigentlich für Studierende tut.

Herr Lange, die Stadt Bamberg hat derzeit etwa 73 000 Einwohner, davon rund 13 300 Studierende. Wie wichtig sind die Studierenden für Bamberg?

Lange: Sehr wichtig. Uns ist die Universität sehr wichtig, als Arbeitgeber, als Partner in der Stadtentwicklung und in der Stadtentfaltung, aber auch im Generieren von Forschungsmitteln und Fördermitteln, die in die Stadt fließen. Und uns sind die Studierenden sehr wichtig, weil wir dadurch junge Menschen in unsere Stadt bekommen und damit auch das intellektuelle Potenzial junger Akademiker in eine Stadt hineingetragen wird. Das führt dazu, dass Bamberg jung bleibt und sich verändert. Manche haben davor Angst, ich halte es für eine positive Entwicklung.

Was tut die Stadt für bezahlbaren Wohnraum für Studierende? Wie viel von den 450 ha der alten Kaserne werden dafür genutzt werden?

Lange: Das kann man nicht abschätzen. Weil wir zum Einen noch nicht wissen, wie umfangreich das Aus- und Fortbildungszentrum der Bundespolizei wirklich sein wird und zum Anderen, für welche Areale es vielleicht einen weiteren Bedarf vom Freistaat oder vom Bund gibt. Im Moment konzentrieren wir uns auf die Lagardekaserne Richtung Feldkirchenstraße. Dort soll beispielsweise das digitale Gründerzentrum rein, hier möchten wir ein Anwenderzentrum Gesundheitswirtschaft etablieren und Unternehmen aus dieser Branche ansiedeln. In dem Bereich wollen wir auch Wohnen mit im Blick haben und versuchen, Wohnraum mit zu konkretisieren. Darüber hinaus entwickeln wir gerade sehr viel Wohnareal, zum Beispiel das Schaefflergelände.

Es gibt Kritik, dass sich die Preise immer mehr Münchener Verhältnissen angleichen würden. Gibt es Möglichkeiten für die Stadt, dagegen etwas zu tun?

Lange: Schwierig. Wir können in einen freien Markt nur bedingt eingreifen. Aktiv Einfluss nehmen können wir bei zwei Punkten. Zum Einen mit unseren eigenen städtischen Wohnungsbaugesellschaften. Und zum Anderen, indem wir versuchen, möglichst viel Wohnraum zur Verfügung zu stellen, um auf diese Weise dafür zu sorgen, dass sich das Angebot erhöht.

Wir haben den Studierenden die Möglichkeit gegeben, Fragen zu stellen und dabei ist auffällig häufig die Fahrradsituation aufgegriffen worden. Wie fahrradfreundlich würden Sie die Stadt Bamberg bewerten?

Lange: Ich glaube, wir sind da schon relativ gut unterwegs. Wir versuchen gerade die Infrastruktur weiter zu verbessern und unser größtes Vorhaben ist eine Verbindung zwischen Gaustadt und der Feldkirchenstraße, welche auch die Unistandorte Erba und Feldkirchenstraße miteinander verbinden würde. Der erste Bauabschnitt ist das Stück zwischen der Europabrücke und der Ottokirche.

Es gibt einige unsichere Kreuzungen. Insbesondere, wenn man eine Kreuzung geradeaus passieren möchte und rechtsabbiegende Autos die Radfahrer zu übersehen drohen, wie beispielsweise an der Kreuzung am Markusplatz.

Lange: Wir haben eine so genannte „Routine Verkehr“, da greifen wir Vorschläge von Bürgern auf und versuchen die Situation zu verbessern. Manchmal geht das mit wenigen Mitteln, manchmal ist es schwieriger. Mein Vorschlag ist: Jeder kann

Foto: Anja Heder

darum bitten, dass man diese Gefahrstellen besonders anschaut und wir sind für jeden Hinweis dankbar. (* Schriftliche Antwort von Dr. Lange: Die „Routine Verkehr“ ist eine routinemäßig stattfindende verwaltungsinterne Besprechung. Sie findet alle vier bis sechs Wochen statt. In dieser Besprechung werden verkehrsrelevante Themen, Planungen, etc. besprochen und abgestimmt. Teilnehmer sind neben verschiedenen städtischen Dienststellen auch die Polizei. Studierende, die Vorschläge und Ideen zur Verbesserung der Verkehrssituation haben, können sich an die städtische Verkehrsplanung wenden. E-Mail: bernhard.leiter@stadt.bamberg.de)

Eine weitere unliebsame Stelle ist die Unterbrechung des Radwegs in der Langen Straße. Die Einfädelung in den KFZ-Verkehr und die irreführenden Markierungen auf der Fahrbahn führen zu großen Unsicherheiten bei den Radfahrern. Außerdem behindern die links parkenden Autos und die Blumenkästen das Durchkommen von Rettungsfahrzeugen.

Lange: Das ist ein bisschen unglücklich gelaufen, das müssen wir kritisch eingestehen. Der Stadtrat hat gesagt, er möchte die Lange Straße aufwerten. Jetzt hat die Verwaltung in vorauseilendem Gehorsam sozusagen mittendrin angefangen, also nicht vom Schönleinsplatz oder von der anderen Seite. Das führt zu einer ganz großen Verunsicherung auf allen Seiten. Wir haben deswegen mit dem Stadtrat darüber gesprochen, dass wir hier relativ schnell eine vernünftige Lösung wollen. Es stehen aber einige Infrastrukturmaßnahmen in der Langen Straße an und da macht es wenig Sinn, jetzt einen Radweg zu machen bevor diese Baustellen kommen, nur um ihn am Ende noch mal neu machen zu müssen. Deshalb wollen wir jetzt eine improvisierte Lösung mit dem Stadtrat finden. Ganz wichtig ist immer, dass die Rettungswege breite Zufahrten haben, das muss in jedem Fall gewährleistet sein. Also ich bitte noch um etwas Geduld, aber es wird eine Veränderung geben.

Wann können die Radfahrer mit einer Verbesserung der Situation an der Langen Straße rechnen?

* Schriftl.: Die Umsetzung erfolgt stufenweise. Erste kleinere Schritte

sind noch in diesem Jahr geplant. In der Langen Straße stehen aber einige Hochbaustellen an, mit denen die Umsetzung der Umgestaltung abgestimmt werden muss. In Abstimmung mit dem Vorhaben „Quartier an der Stadtmauer“ wird voraussichtlich Ende 2017 der Bereich zwischen Promenade und Hellerstraße umgebaut.

Wäre bis dahin nicht ein absolutes Parkverbot auf der kompletten linken Fahrbahnseite der Langen Straße (in Richtung Obstmarkt gesehen) dringend notwendig, um das Durchkommen von Rettungsfahrzeugen und ein sicheres Nebeneinanderfahren von Kfz- und Radfahrern zu gewährleisten?

* Schriftl.: Eine Auflassung der Parkplätze wurde diskutiert, bis jetzt hat sich dafür im Stadtrat keine Mehrheit gefunden.

Noch einmal zurück zu den Studierenden: Welche Planungen bestehen an Kulturangeboten und -ausgaben für Studierende?

Lange: Wir halten Studierende und studentische Initiativen für eine willkommene Bereicherung des Kulturlebens in Bamberg. Deswegen fördern wir sie auch. Der von uns gefasste Grundsatzbeschluss besagt, dass wir keine institutionelle Förderung mehr geben, sondern Projektförderung. In der Vergangenheit haben Vereine einen festen Betrag erhalten, nun wird das Geld für ein Projekt vergeben. Mit einer Ausnahme: Das Kontakt Kulturfestival. Hier gab es eine institutionelle Förderung und eine Mittelerhöhung von 10 000 auf 15 000 Euro. Weil hier etwas sehr Unterstützenswertes, auch im Hinblick auf die Lagardekaserne, stattfindet. Wir fördern in den unterschiedlichsten Bereichen: Kurzfilmtage, Theater, der Live-Club - der studentische Bands daraus bezahlen kann - und eine neue Förderpraxis bei Theateraufführungen. Pro Produktion geben wir einen Zuschuss von bis zu 1 200 Euro zu den Mietkosten in der Alten Seilerei. Da können sich auch studentische Theatergruppen bewerben und Zuschuss zu der Raummiete erhalten. Es sind jedes Jahr etwa 30 000 Euro, die wir direkt oder indirekt in die Kulturförderung studentischer Initiativen investieren. Denn für die Stadt sind Studierende eine wunderbare Bereicherung. Das Kulturamt ist jederzeit bereit, hier zu beraten und bei konkreten Projekten Hilfestellung zu geben. Ich kann nur jeden ermuntern, das Gespräch mit uns zu suchen. ■

(* ANMERKUNG: Schriftliche Ottfried-Nachfrage und Antwort von Herrn Dr. Lange)

Auf ottfried.de findet ihr weitere Antworten vom Zweiten Bürgermeister – unter anderem zur Sperrstunde.

Theresa Boll und Chiara Riedel radelten nach dem Gespräch fröhlich nach Hause, als sie in der Langen Straße mit einem Blumentopf kollidierten.

IMPRESSUM

Ottfried. Die Bamberger Studierendenzeitschrift erscheint zweimal im Semester und bringt vor dem Wintersemester zusätzlich eine Erstsemester-Ausgabe heraus. Redaktion und Herausgeber sehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernehmen die Autoren die Verantwortung.

Redaktionsschluss: 22. Juni 2016

Auflage: 3 000 Stück

Druck:
creo Druck & Medienservice GmbH
Gutenbergstraße 1
96050 Bamberg

Wir danken der KHG Bamberg, insbesondere Alfons Motschenbacher und Marita Böhnlein, für die Räumlichkeiten und die Unterstützung.

Redaktionsanschrift:
Ottfried e. V., c/o Ben Kohz
Riemenschneiderstraße 11
96052 Bamberg
E-Mail: ottfried@ottfried.de

Herausgeber (V.i.S.d.P.): Ben Kohz

Online: Jil Sayffaerth, Maximilian Krauss

Anzeigen: Elisa Kornherr, Tamara Pruchnow

Finanzen: Christian Samadan, Natalie Becker

Chefredaktion: Tamara Pruchnow, Jil Sayffaerth

Layout und Redaktion: Annabel Adler, Theresa Boll, Franziska Eckl, Sylvia Farnbacher, Larissa Günther, Anja Heder, Arthur Hiller, Katharina Hoffmann, Jan Hurta, Bianca Schöpf, Chiara Marasco, Jonas Meder, Lena Mitterndorfer, Chiara Riedel, Antigoni Rakopoulou, Marlene Scheer, Yannick Seiler, Fridolin Skala, Manuel Stark, Ann-Charlott Stegbauer, Elisa Thomaset, Alexander Viertmann, Lena Zarifoglu

Weitere Mitarbeit: Covermodels "Tochter und Mutter" Hannah und Elke Dormann, Model Franziska Eß

Bilder im Inhaltsverzeichnis: Anja Heder, Maximilian Krauss, Jonas Meder, Lena Mitterndorfer, Jil Sayffaerth

Titelbild: Maximilian Krauss

Alex eskaliert...

... wegen FlexNow. Das Letzte? Erstaunlich, wie gut diese Rubriküberschrift zu dem passt, was ich zu sagen habe. Im Alltag von uns Studierenden fallen mir spontan genug Dinge ein, die in unserem Alltag durchaus die Bezeichnung „Das Letzte“ verdienen. Vor allem eine Sache ist mir aktuell besonders auf den Zeiger gegangen. Ich rede von dieser digitalen Ausgeburt der Hölle, diesem Algorithmus des Teufels, diesem unsäglichen Programm, das sich ironischerweise „FlexNOW“ nennt. Seien wir mal ehrlich, das Einzige was bei diesem Anmeldesystem „NOW“ und allgegenwärtig ist, sind die Fehlermeldungen und Seitenzusammenbrüche. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Vielleicht bei der Tatsache, dass es FlexNow 1 und 2 gibt und der gefühlt einzige Unterschied zwischen den Programmen ist, welches Layout man lieber freezen sieht. Oder dieses unglaublich unterhaltsame Glücksspiel, welches sicher jeder von uns schon mal gespielt hat: Dass für manche Betriebssysteme ein FlexNow besser ist als das andere. Gepaart mit dem Fakt, dass auf wundersame Weise manche Anmeldungen nur in dem einen und andere nur in dem anderen funktionieren. Das kombiniert mit der Serverleistung einer dreibeinigen, arthritischen Seniorenschildkröte mit Rechts-Links-Schwäche und tadaaa! Fertig ist der Internetanmeldecocktail, der jeden frischen und motivierten Studierenden mit genug grauen Haaren für einen dreifach vorzeitigen Ruhestand verzweifelt weinend und nach Mama schreiend vor dem Computerbildschirm zurücklässt. Anmeldesysteme und studentische Verzweiflung, das hat an der Uni Bamberg eine Tradition in allen Bereichen. Alleine durch den wirren Mischmasch aus Univis, FlexNow und fakultätseigenen Anmeldesystemen (von der Onlineeinschreibung ganz zu schweigen), scheint das gesamte System darauf ausgelegt zu sein, Leute auszusieben. Das erreicht man, indem man sie mit Fehlermeldungen, Formularen und lustigen Formulierungen reif für die Gummizelle macht. Aber allen voran das Flaggschiff der Rechenzentrumsgrausamkeit, der Stein der Weisen der meisterhaften Programmierung: FlexNow. Ich weiß nicht wie oft ich panisch, um in der Frist zu bleiben, versucht habe, mich für etwas anzumelden, das Programm aber überhaupt nicht reagiert hat, nur um mich dann beim Aktualisieren der Seite elegant herauszuschmeißen, meine TAN fälschlicherweise als ungültig anzusehen und diese erst nach gutem Zureden und einer mittleren Panikattacke meinerseits gnädigerweise doch anzunehmen. Oder sich gar nicht erst zu öffnen.

Mein Fazit: Nächstes Semester reiche ich meine Prüfungsanmeldungen per Brieftaube ein. Ist definitiv zuverlässiger! ■

Grafik: Anja Heder

HOUSEZEIT
STATT
HAUSARBEIT!

SODA BAR

www.soda-bar.de

Zurück-geblättert

Anzeige

www.OTTFRIED.de

OTTFRIED
DIE BAMBERGER STUDENTENZEITUNG.

www.OTTFRIED.de

18. Juli 2006 – Jahrgang 11

Ausgabe 51 – für lau

Vor 10 Jahren im OTTFRIED: Interview zum Brexit.

1000 Euro für jede Kuh...

...aber kaum Geld für Wissenschaft und Forschung. Der britische Botschafter in Deutschland, Sir Peter Tory, im Interview

Von Sven Becker

***OTTFRIED:** Sir Peter Tory, mit welchen Argumenten würden Sie einen EU-skeptischen Studenten von der Notwendigkeit der Europäischen Union überzeugen?*

Tory: Das ist eine sehr gute Frage und nicht einfach zu beantworten. Als ich an der Uni von Oxford Student war, war es für den damaligen Rektor ziemlich einfach. Er konnte über seine persönliche Geschichte erzählen: Als er ein junger Mann im ersten Weltkrieg war, hat er mit Deutschen in Oxford studiert, bevor sie in den Krieg zogen und sich gegenseitig töteten. Der Sinn der Gemeinschaft war es zu Beginn, Kriege zu vermeiden.

***OTTFRIED**: Jetzt ist der letzte Weltkrieg aber sechzig Jahre vorbei. Wofür brauchen wir Europa heute?*

„Europa braucht neue Visionen!“

Tory: Europa braucht neue Visionen. Die Hauptherausforderungen liegen nicht in der Tatsache, dass wir keine Verfassung haben oder dass wir vom Terrorismus bedroht werden – so schrecklich die Anschläge von Madrid und London auch waren. Entscheidend ist aber, dass 20 Millionen Leute ohne Arbeit sind. Das müssen wir ändern.

Fotos: sto

Hinzu kommt, dass Europa eine enorme Anziehungskraft hat und damit die Fähigkeit besitzt, Diktaturen zu transformieren. Das haben wir in Spanien, Portugal und Griechenland gesehen und nun in den neuen Mitgliedsstaaten Osteuropas.

***OTTFRIED:** Was kann die EU unternehmen, um Arbeitslosigkeit, auch unter Akademikern, zu bekämpfen?*

Tory: Gut, dass Sie die akademische Welt ansprechen. Die Idee der Universität ist doch in Europa geboren. Wir fallen aber hinter den Amerikanern zurück, bei Patenten, Forschung, im IT-Sektor und in der Forschung. Wir müssen mehr Geld für unsere Universitäten ausgeben.

***OTTFRIED:** Unter „wir“ verstehen Sie in diesem Fall nicht Großbritannien, sondern die Europäische Union?*

Tory: Selbstverständlich. Es ist nicht vernünftig, im 21. Jahrhundert fast die Hälfte unseres Haushalts für Agrarpolitik auszugeben. Wenn ein Land seine Bauern fördern will, soll es das selbstverständlich tun. Aber warum sollte das mit EU-Mitteln passieren? Wir brauchen einen Haushalt, der zukunftsorientiert ist. Der jetzige Haushalt ist das nicht. Weniger Geld muss für Agrarsubventionen ausgegeben werden und viel, viel mehr für Forschung, Technologie und zukunftsorientierte Arbeitsplätze. So können wir die Arbeitslosigkeit in Europa bekämpfen.

***OTTFRIED:** Danke. Sie sprechen Europas Studierenden aus der Seele.*

Tory (erzürnt sich): Jede Kuh in Europa bekommt von der EU auch mit diesem Haushalt 1000 Euro pro Jahr. Ich habe ja nichts gegen Kühe, aber so wird sich an der schwierigen wirtschaftlichen Lage nichts ändern.

***OTTFRIED:** Wie können diese Strukturen aufgebrochen werden?*

Tory: Wir haben einen Start mit unserer Präsidentschaft Ende letzten Jahres gemacht. Wir sind verpflichtet, den Haushalt ab 2008 zu überprüfen. Hoffentlich werden wir in enger Zusammenarbeit mit den Deutschen diesen Weg gehen können.

***OTTFRIED:** Zu einem Thema müssen Sie noch Stellung nehmen: Studiengebühren. Sie bekommen das ja sicher mit, als Botschafter in Deutschland ...*

Tory (unterbricht): Wissen Sie, ich habe drei Töchter, von denen zwei noch studieren. Sie protestieren gegen diese Studiengebühren. Dafür habe ich kein Verständnis. Ich finde Studiengebühren vollkommen ordentlich und normal. Wenn man das Privileg hat, einen Platz an der Uni zu kriegen, dann bekommt man einen besseren Job und höheren

Lohn, von dem man die Gebühren zurückzahlen kann.

***OTTFRIED:** Das hört sich nach Krach im Hause Tory an.*

Tory: Nein überhaupt nicht, meine Töchter müssen das ja bezahlen und nicht ich. Ich habe eine Gegenfrage: Warum haben Sie denn Probleme mit Studiengebühren?

***OTTFRIED:** Zum Beispiel lassen sich sozial schwache Studierende von hohen Studiengebühren abschrecken und verzichten auf eine akademische Ausbildung.*

„Studiengebühren sind vernünftig!“

Tory: Bei uns müssen Menschen, die nicht in der Lage sind, das Geld zurückzuzahlen, dies auch nicht tun. Wenn sie aber einen ordentlich bezahlten Job haben, können sie das Geld allmählich zurückgeben. Die Frage ist doch: Was hat sich geändert, seit ich an der Uni war vor vielen Jahrzehnten? Damals war nur eine kleine Minderheit von vielleicht zehn Prozent an der Uni. Heute haben wir das Ziel, dass jeder Zweite studieren kann. Da müssen wir neue Geldmittel finden, die das auch finanzieren.

***OTTFRIED:** Wie wäre es denn mit dem Abbau unnötiger Agrarsubventionen, um höhere staatliche Ausgaben für Wissenschaft und Forschung zu erzielen – übrigens kein reines EU-Problem?*

Tory (lacht): Ich glaube, Sie werden ihre Meinung zu Studiengebühren auch noch ändern, wenn Sie etwas älter werden. Ich meine das nicht böse, aber warten Sie es ab. Es wird Ihnen vernünftig erscheinen.

Schule gestalten!

Wo?

kurzlink.de/wandel2016